

1 Wissenspoetik und Geschlecht

Malus mulier ist falsches Latein.

Es ist aber mehr als das. Im 17. und 18. Jahrhundert entsteht eine Reihe von satirischen Ehetexten über die Figur *des bösen Frau*. Diese *Malus Mulier*-Gruppe wird initiiert durch Johann Sommers Ehesatire *Malus Mulier* (1608) und abgeschlossen mit dem *Schau=Platz Der Bösen Weiber* (1752), einer Sommer-Neubearbeitung in dritter Auflage. Der androgyne Held der Textgruppe, in dem sich diskursive Entgrenzungsprozesse konkretisieren, hat Vorläufer: *Malus mulier* wird präfiguriert in Siemann und Feminarius, die seit Beginn des 16. Jahrhunderts in volkstümlicher Literatur und Druckgraphik erscheinen.

Die *Malus Mulier*-Texte bilden mit ihren inner- und intertextuellen Dynamiken ein komplexes Verweissystem von Um- und Ausschreibungen; generell stellt die satirische Literatur zur Ehe ein dichtes Netz intertextueller Bezüge dar. Ziel der folgenden Studie ist eine genaue historisch-philologische Untersuchung der kleinen, aber hochspannenden *Malus Mulier*-Gruppe aus wissens- und geschlechterhistorischer Perspektive. Diskutiert werden Entgrenzungsprozesse – an der Konstellation der Geschlechter ebenso wie an der Konstellation von Literatur und Wissen. Untersuchungszeitraum ist die Frühe Neuzeit, nach in der Forschung eingebürgerter Sprachregelung die Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts umfassend. Damit schreibt *Der böse Frau. Wissenspoetik und Geschlecht in der Frühen Neuzeit* mit an einer Kulturgeschichte frühneuzeitlicher Wissens- und Geschlechtermodelle.

1.1 Enzyklopädie und Erzählen

1.1.1 Literatur und Wissen: Modelle

Die *Malus Mulier*-Texte erzählen nicht nur Geschichten von bösen Frauen, sie vermitteln auch Wissen über böse Frauen. Dieses misogynen Wissen ist ein Komplex von Kenntnissen, der von der Antike bis in die Frühe Neuzeit mündlich und vor allem schriftlich überliefert wird und – durch die Autorität der literarisch-kulturellen Tradition und ihrer Träger – mit spezifischen Geltungsansprüchen versehen ist. Er bildet die Basis für Denk- und Handlungsmodelle und impliziert sie zugleich.

Dennoch handelt es sich nicht um ein starres Arsenal reproduzierbarer Entitäten. Das Wissen über böse Frauen ist historisch dynamisch und wird fortlaufend ergänzt, korrigiert und modifiziert. Zudem erscheint es bei der Integration in literarische Texte in immer neuen Konfigurationen. Daraus ergibt sich eine der Leitfragen meiner Untersuchung: Wie hängt das misogynen Wissen über böse Frauen zusammen mit den moralsatirischen Ehetexten der *Malus Mulier*-Gruppe? In welchem Verhältnis stehen Literatur und Wissen?

Die fundamentale Frage nach der Beziehung von Literatur und Wissen steht im Mittelpunkt einer inzwischen äußerst umfangreichen kulturwissenschaftlichen Forschung. Sie reicht von der französischen Epistemologie (Gaston Bachelard, Georges Canguilhem) über Foucaults diskursanalytische Wissensgeschichte und die amerikanischen *literature-and-science*-Forschungen (im Überblick bei Pethes 2004, 352f.) bis hin zu wissenspoetischen und -poetologischen Theoriemodellen (Jacques Rancière, Joseph Vogl, Nicolas Pethes) und den jüngsten Untersuchungen von Theatralität und Wissen(schaft) (Helmar Schramm u.a.). Wie aktuell das Thema in der derzeitigen Forschungsdiskussion ist, zeigt die Publikation eines einschlägigen Studienbuchs: Ralf Klausnitzer macht in *Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen* (2008) einen ersten Versuch, umfassend in das weite Feld der Begriffe, Methoden und Modelle einzuführen.

Einige Positionen aus diesem Forschungsbereich skizziere ich kurz, um sie für meine Überlegungen zur Wissenspoetik frühneuzeitlicher Ehesatiren produktiv zu machen. Besonders nützlich sind die thematisch einschlägigen, systematisierenden Überblicksbeiträge von Nicolas Pethes (2003, 2004). Er unterscheidet als mögliche Modellierungen von Literatur und Wissen 1. wechselseitige *Rezeption*, 2. *Koevolution* beider in einer kultur-

historischen Konstellation, 3. *Transmutation* bzw. Veränderung des Wissens bei Adaption durch Literatur und umgekehrt, 4. *Beobachtung* – im erweiterten systemtheoretischen Sinn – von Literatur durch Wissen sowie Wissen durch Literatur.

Auch Klausnitzer bietet entsprechende Ordnungsmodelle an. Aus der Fülle der von ihm präsentierten Schemata zu literarischer Kommunikation und Wissenskulturen, die sich teilweise überschneiden (Klausnitzer IX, 50, 162), seien paraphrasierend folgende Bezüge extrahiert: 1. fiktionale und faktuale Welten der Literatur, die simulierte und referenzialisierbare Erkenntnisformationen zugleich seien, 2. poetische Textverfahren in den Wissenschaften (zum Beispiel metaphorische Konzepte wie ›Kraft‹ und ›Welle‹ in der Physik), 3. Literatur als Produkt von Wissensordnungen (beispielsweise Sachliteratur), 4. ästhetische Modellierung von Wissen in Literatur (etwa chemische Konzepte in Goethes *Wahlverwandtschaften*), 5. wissenskulturell induzierte Entwicklung literarischer Genres (wie des psychologisch-experimentellen Romans), 6. übergreifende Ideen in Literatur und anderen Wissenskulturen, 7. Literatur als Bestandteil von Wissenskulturen. Diese sieben Aspekte lassen sich komprimiert als allgemeine Aussagen über Wissen und Literatur formulieren: Literatur enthält generell referenzialisierbare Wissensbestände (1, 4) und ist ihrerseits Bestandteil (2, 7) ebenso wie Produkt umfassender oder spezieller Wissenskulturen (3, 5), mit denen sie inhaltlich-semantische Überschneidungen besitzt (6). Über die qualitative Ausprägung der Literatur-Wissen-Bezüge ist mit diesem Ordnungsmodell noch wenig gesagt; mit Pethes ließe sich das Vorkommen von Literatur bzw. literarischen Verfahren in Wissenschaft und umgekehrt von Wissensbeständen in Literatur erstens als einfache *Rezeption* beschreiben, zweitens – wenn man die Veränderung des implementierten Elementes durch den neuen Kontext und das entstehende kritische Potenzial berücksichtigt – als *Transmutation*, drittens als systemtheoretische *Beobachtung*. Die analoge Darstellung übergreifender Ideen in Literatur und Wissenskulturen könnte man als *Koevolution* bezeichnen.

1.1.2 Wissenspoetik

Die rezeptionsgeschichtlich wichtigste Theoriebasis der Forschungen zu Literatur und Wissen ist Foucaults diskursanalytische Epistemologie (*Les Mots et les choses*, 1966; *L'Archéologie du savoir*, 1969). Foucault behaup-

tet ein historisches Wissen, das wissenschaftliche ebenso wie künstlerisch-literarische Einzeldiskurse, -disziplinen und -gattungen durchquert und damit einen strukturellen Vergleich und Austausch unter ihnen ermöglicht. Die so generierten Wissensformationen sind synchron kontinuierlich, diachron aber diskontinuierlich angelegt (dazu Pethes 2004, 343) – sie beginnen und enden. An den Bruchstellen zwischen wissenschaftsgeschichtlichen Paradigmen, den Epistemen, kann die Literatur eine besondere Funktion einnehmen, indem sie das Andere des gültigen Wissens repräsentiert. In diesem Sinn existieren unterschiedliche diskursanalytische Modellierungen von Literatur und Wissen: Einerseits stehen beide in einem gemeinsamen kulturellen Diskursraum, andererseits kann Literatur Wissen kritisch in Frage stellen.

An Foucaults Thesen schließen die wissenspoetischen und wissenspoetologischen Konzepte an, die seit den 1990er Jahren von Jacques Rancière (1991), Joseph Vogl (1991, 1997, 1999) und anderen lanciert werden. Rancières wissenspoetisches Programm möchte den sprachlich-literarischen Raum, in dem Wahrheit beanspruchendes Wissen regelhaft generiert wird, rekonstruieren; sein Interesse gilt eher dem Literarischen des Wissens als dem Wissen(schaftlichen) in der Literatur. Vogl (1999, 10f.) seinerseits betont im Rückgriff auf Canguilhem, Bachelard und Foucault den Unterschied zwischen dem Wissen als diskursiver Praxis und der rationalen, disziplinär organisierten Wissenschaft. Auch Vogls Poetologie des Wissens priorisiert die Darstellung des Wissens vor dem Objekt des Wissens, wenn sie »das Auftauchen neuer Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche zugleich als Form ihrer Inszenierung begreift« (Vogl 1999, 13). Vogl, der den wechselseitigen Transfer von Literatur und Wissen – also beide Richtungen – reflektiert, fasst sowohl Literatur als auch Wissenschaft als Wissen auf. Literatur ist Gegenstand, Funktionselement und Produkt des Wissens, umgekehrt existiert Wissenschaft nicht ohne *poesis*, ohne literarische Textualisierungsverfahren.

Angesichts des aktuellen Forschungsstands, auch angesichts der vielen offenen Fragen und Auslotungsversuche erscheint es angemessen, das Feld der Wissenspoetik nicht zu eng abzustecken. Zu unterscheiden sind ein methoden- und ein gegenstandsbezogenes Begriffsverständnis: Zum einen lässt sich mit ›Wissenspoetik‹ ein dynamisches, nicht etwa von ›Wissenspoetologie‹ abgrenzbares kulturwissenschaftliches Programm wissenshistorischer Forschung bezeichnen, das sämtliche Bezüge von Literatur und Wissen in ihrer Komplexität in den Blick nimmt (so der *wissenspoetische*

Ansatz meiner *Malus Mulier*-Studie). Zum anderen zielt der Terminus auf jene kulturhistorische Konstellation von Literatur und Wissen selbst (so die *Wissenspoetik* in der Frühen Neuzeit, siehe den Titel des vorliegenden Bandes).

Zuweilen verwendet die Forschung – abweichend von meiner Terminologie, abweichend auch von Rancières und Vogls theoretisch-methodologischer Orientierung – den Terminus ›Wissenspoetik‹ nicht zur Bezeichnung eines kulturwissenschaftlichen Ansatzes bzw. einer kulturhistorischen Konstellation, sondern als Attribut literarischer Texte, die Wissen auf spezifisch poetische Weise vermitteln. Der von Gabriele Brandstetter und Gerhard Neumann herausgegebene Band *Romantische Wissenspoetik* (2004) fasst ein von anderen Wissensformen abgrenzbares, spezifisch literarisch generiertes Wissen als Wissenspoetik.

Eine weitere Abgrenzung ist nötig – die Abgrenzung von einem restriktiv szientifischen Wissensbegriff, den viele wissenspoetische Forschungen implizit oder explizit zugrunde legen. Da das in den *Malus Mulier*-Texten gestaltete Wissen über böse Frauen kein szientifisches Wissen ist, finden Forschungsmodelle, die sich auf den Gegensatz von Literatur und Wissenschaft konzentrieren, hier wenig Verwendung. So diskutiert der aktuelle von Thomas Klinkert und Monika Neuhofer verantwortete Band *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800* (2008) die »poetologisch relevanten Auseinandersetzungen [der Literatur] mit dem fremden System Wissenschaft« (Klinkert/Neuhofer, Klappentext) aus systemtheoretischer, darstellungsästhetischer und epistemologischer Perspektive; der Band *Scientia poetica*, 2004 herausgegeben von Norbert Elsner und Werner Frick, thematisiert ausschließlich das Verhältnis von Literatur und Wissenschaft. Und auch der von mir viel zitierte Nicolas Pethes setzt ›Wissen‹ immer wieder synonym zu ›Wissenschaft‹. Die (natur)wissenschaftlichen Beispiele belegen, dass seine These von der Historizität, Konstruktivität, Diskursivität und Poetizität des Wissens sich vor allem auf das ›wissenschaftliche Wissen‹ bezieht: auf die durch wissenschaftliche Tätigkeit generierten ›epistemischen Dinge‹. Nicht zufällig machen Pethes' Arbeiten neben den wissenschaftsgeschichtlichen und -theoretischen Forschungen Bruno Latours, Ludwik Flecks und Bachelards gerade die Systemtheorie besonders stark. Das Modell einer sich in autopoetischen, nicht kommunizierenden Systemen ausdifferenzierenden Gesellschaft bringt nicht das Wissen, sondern die Wissenschaft in Stellung gegen die Kunst. Um Luhmanns Thesen (*Die Wissenschaft der Gesellschaft*, 1990, *Die Kunst der*

Gesellschaft, 1995) überhaupt für die Erforschung der Relationen von Literatur und Wissen(schaft) nutzbar zu machen, muss man – mit Pethes, über Luhmann hinausgehend – die Möglichkeit operativer Kopplungen zwischen Literatur und Wissenschaft zulassen; nur dann kann Kunst Wissenschaft ›beobachten‹ und in spezifischer Weise »das bloß Potentielle« (Pethes 2004, 348) aktualisieren.

Ein systemtheoretischer Beschreibungsversuch der frühneuzeitlichen *Malus Mulier*-Texte könnte demnach nur gelingen, wenn man Kopplungen zwischen den Systemen ins Kalkül nimmt. Die *Malus Mulier*-Gruppe wäre dann Element sowohl des Kunstsystems als auch des Wissenschaftssystems, da sie einerseits von bösen Frauen erzählt – beschreibbar mit der Unterscheidung interessant/uninteressant –, andererseits Wissen über böse Frauen transportiert. Dieses Wissen ist zwar kein im modernen Sinn wissenschaftliches, aber ein autoritätsgestütztes, tradiertes, das mit der Unterscheidung wahr/falsch zu charakterisieren wäre. Eine Kopplung beider Systeme bestünde darin, dass durch die literarisch-erzählerische Subversion des Wissens eine Anschlusskommunikation im Sinne einer kritischen Beobachtung stattfände – so könnte beispielsweise etwas ›Falsches‹ als ›interessant‹ wahrgenommen werden.

1.1.3 Frühneuzeitliche Literatur

Um Literatur und Wissen aufeinander zu beziehen, muss man sie zunächst auseinander halten können. Das ist nicht selbstverständlich, wenn man eine generelle Diskursivität von Literatur und Wissen im Sinne Foucaults voraussetzt. Dies befürchtet jedenfalls Klausnitzer (VIII u.ö.) und auch Pethes sieht im Modell wissenspoetischer Strukturanalogien – der *Koevolution* – die Gefahr eines Differenzierungsverlusts. Seine Frage lautet, »wie Wissenschaft in Literatur einerseits Literatur sein kann, andererseits aber dennoch als Wissenschaft kenntlich bleibt« (Pethes 2004, 355). Die Relation von Literatur und Wissen möchte er mit Luhmann *und* Foucault beschreiben, um Identität (Fokus der diskursanalytischen Analyse) und Differenz (Fokus der systemtheoretischen Analyse) gleichermaßen zu reflektieren.

Für eine wissenspoetische Untersuchung der *Malus Mulier*-Gruppe ist es also entscheidend, die moralsatirischen, theologischen, juristischen und sozialpolitischen Ehetexte der Frühen Neuzeit, die gemeinsam einen kultu-

rellen Diskursraum konstruieren, nicht nur in ihrer Identität, sondern auch in ihrer Differenz wahrzunehmen. Dazu kann es sinnvoll sein, epistemische und literarische Elemente zu definieren; Klausnitzer tut dies mit wünschenswerter Klarheit. Wissen definiert er ganz allgemein als dynamische, sich diachron wie synchron verändernde »Gesamtheit von *begründeten* (bzw. begründbaren) *Kenntnissen* [...], die *innerhalb kultureller Systeme* durch *Beobachtung und Mitteilung*, also durch *Erfahrungen und Lernprozesse* erworben sowie weitergegeben werden und einen *reproduzierbaren Bestand von Denk-, Orientierungs- und Handlungsmöglichkeiten* bereitstellen« (Klausnitzer 12). Davon grenze sich Literatur unverwechselbar ab – durch spezifische Logik, Geltungsanspruch und Darstellungsform. Klausnitzers Literaturbegriff akzentuiert die simulativ-modellbildende Leistung von Literatur, die er als symbolisches Probehandeln und hypothetisches, nicht faktenbezogenes Wissen umschreibt. Damit privilegiert er trotz seines systematischen Anspruchs eine historische Form von Literatur, die ausdrücklich benannt wird: Um 1750 hätten sich, so Klausnitzer (6f.), die Relationen von Erkenntnis und Erzählung, Fakten und Fiktionen geändert, erst dann sei die bis dato zweck- und funktionsorientierte Literatur zum Spiel-Raum hypothetischen Wissens geworden. Doch was war dann vorher? Eine Argumentation, die einerseits den Modellcharakter der Literatur auf die aristotelische Poetik gründet, andererseits dessen entscheidendes Auftreten erst ins 18. Jahrhundert verlegt, erscheint mir nicht ganz konsistent. Pethes seinerseits verzichtet auf definitorische Bemühungen. Es wird jedoch deutlich – nicht zuletzt an seinen Beispielen –, dass er mit ›Literatur‹ so etwas wie Kunst, mit ›Wissen‹ so etwas wie Wissenschaft meint. Auch sein systemtheoretisch geschärftes wissenspoetisches Modell ausdifferenzierter gesellschaftlicher Systeme wurde an der Moderne gebildet und ist nicht ohne weiteres auf die vormoderne Literatur und das in ihr formulierte Wissen übertragbar.

Es fehlt also durchaus an theoretischer Grundlagenforschung. Wer frühneuzeitliche Zusammenhänge von Literatur und Wissen untersucht, kann weniger in der Forschung zu Literatur und Wissen als in der Frühneuezeitforschung selbst auf Synergieeffekte hoffen – auch wenn diese meines Wissens (noch) kein wissenspoetisches Theoriemodell entwickelt hat. Am historischen Material kann sie indessen vielfach nachweisen, dass die frühneuzeitliche Literatur sich mit Beschreibungen wie ›symbolisches Probehandeln‹ und ›simulativer Möglichkeitsraum‹ nur unzureichend erfassen lässt. Vor der modernen Ausdifferenzierung des Literatursystems und sei-

ner Genera war die textuelle Synthese fiktionaler und faktualer Elemente keine Ausnahme, sondern der Normalfall – waren doch, so Ferdinand van Ingen, »die später divergierenden Bereiche der Sachinformation, der gelehrten Untersuchung, der moral-ethischen Literatur oder der Spielformen der zur ›Poeterey‹ gehörigen literarischen Genera im engeren Sinn noch beisammen und verstand sich jeder, der sich als homme de plume betätigte, als Teil der umfassenden literarischen Öffentlichkeit« (van Ingen 131). Das Fiktionale, das Mögliche, das Simulatorische sind demnach nur Elemente der vormodernen Literatur, die häufig mit einem narrativen Diskursmodus korrelieren, aber nicht deckungsgleich mit ihm sind.

In welchem Verhältnis stehen Literatur und Wissen im frühneuzeitlichen Text – sind sie etwa doch ununterscheidbar? Oder ist eine Ehesatire wie Johann Sommers *Malus Mulier* (1608) Literatur, ein juristischer oder theologischer Ehetext hingegen keine Literatur? Die Beantwortung solcher Fragen hängt notwendig von dem zugrunde gelegten Literaturbegriff ab. Mein Versuch, ein frühneuzeitliches Textkorpus wissens- und geschlechterhistorisch zu analysieren, basiert auf der Arbeit mit zwei verschiedenen Literaturbegriffen. Zum einen wird ein Gesamtkomplex frühneuzeitlicher Literatur vorausgesetzt, der unterschiedliche Diskursmodi, Referenzialisierungsstrukturen und Semantiken umfasst. Je nachdem, wie diese in den einzelnen Texten ausgeprägt sind, lassen sich textspezifische Ziele, Geltungsansprüche und Genres identifizieren. Zum anderen verwende ich einen engeren Literaturbegriff, der in etwa auf van Ingens ›Poeterey‹ zielt und näherungsweise durch Kriterien wie Fiktionalität, Poetizität und Selbstreferenzialität bestimmbar ist (auf eine ausführliche Diskussion über Literatur- und Fiktionsbegriffe wird hier verzichtet). So verstandene Literarizität kann das Hauptcharakteristikum eines frühneuzeitlichen Textes, etwa eines Gedichts oder einer Erzählung, darstellen; sie kann aber auch eins von mehreren Textelementen sein, das zu identifizieren und von anderen, beispielsweise epistemischen Elementen abzugrenzen ist. Wenn im Folgenden von ›Literatur‹ bzw. ›literarisch‹ im Gegensatz zu ›Wissen‹ die Rede ist, wird der zweite, enge Literaturbegriff vorausgesetzt.

1.1.4 Transformationen

Die moralsatirischen Ehetexte der *Malus Mulier*-Gruppe weisen unterscheidbare narrative, deskriptive und argumentative Diskursmodi auf, integrieren fiktionale und faktuale Elemente, transportieren literarische wie epistemische Aussagen. Wissenspoetisch relevant ist das Verhältnis letzterer, das im Folgenden durch die Formel ›Enzyklopädie und Erzählen‹ genauer charakterisiert werden soll. *Enzyklopädie* betont zum einen den Totalitätsanspruch, mit dem Ehetexte Wissen über böse Frauen sammeln, speichern und präsentieren (zur enzyklopädischen, kompulatorischen, bunt-schriftstellerischen Wissenliteratur und ihrer Erforschung Roßbach 2005, Abschnitt 1). Zum anderen indiziert der Begriff die Verbindung der *Malus Mulier*-Gruppe zur zeitgenössischen enzyklopädischen Literatur, insbesondere zur so genannten *Theatrum*-Literatur (dazu Friedrich, Schock u.a. 2008). *Erzählen* verweist darauf, dass die literarischen Elemente der *Malus Mulier*-Texte überwiegend in einem – potenziell subversiven – narrativen Diskursmodus gestaltet sind.

Die Doppelformel ›Enzyklopädie und Erzählen‹ markiert allerdings lediglich die Koexistenz von Wissen und Literatur im Text, noch nicht die Qualität ihres Verhältnisses, das zwischen Identität und Differenz oszilliert. Was geschieht mit tradiertem topischem Wissen über böse Frauen, wenn es in eine frühneuzeitliche Ehesatire implementiert wird? Verändert der neue Kontext das Wissen, verändert es ihn?

Besonders produktiv für diese Studie hat es sich erwiesen, Beziehungen von Literatur und Wissen als *Transformationen* wahrzunehmen. Der gewählte Begriff steht in beabsichtigter Nähe zu Pethes' Ansatz, der von ›Transmutation‹ als der »literarischen *Formbildung* des Wissens« (Pethes 2004, 355) spricht. Abweichend arbeite ich jedoch nicht mit einem restriktiven Konzept *wissenschaftlichen* Wissens. Auch Klausnitzer fasst die Implementierung von Wissen in Literatur als eine Art von Transformation auf. Wissenschaftliches oder lebensweltliches Wissen werde zu literarischem Wissen im Sinne eines ästhetischen Probehandeln (Klausnitzer 47 u.ö.) – eine Vorstellung, die man wie gesagt nicht uneingeschränkt auf vormoderne Texte übertragen kann. Noch schwerer wiegt ein weiterer Einwand: Innerhalb von Klausnitzers wissenspoetischem Modell lässt sich kein nicht-literarisches Wissen im Text denken; epistemische Elemente werden durch den Eintritt in Literatur notwendig zu literarischen. Die folgende Analyse der *Malus Mulier*-Gruppe soll jedoch die Relation literari-

scher und epistemischer Textelemente gerade nicht nivellieren, sondern sichtbar machen. Daher wäre die Aufhebung der Doppelformel ›Enzyklopädie und Erzählen‹ in einem synthetisierenden Ausdruck – ›literarisches Wissen‹ – kontraproduktiv.

Ziel ist, die dynamische Konstellation von Wissen und Literatur, von Enzyklopädie und Erzählen an einem spezifischen Korpus frühneuzeitlicher Ehesatiren herauszuarbeiten. Zwei Fälle wissenspoetischer Transformation sind dabei relevant, die ich schematisch skizziere: Einerseits zitieren und kompilieren die *Malus Mulier*-Texte tradiertes Wissen über böse Frauen in deskriptivem oder argumentativem Diskursmodus – Enzyklopädie dominiert in diesem Fall vor Erzählen. Dennoch bleibt das Wissen nie unverändert, sondern wird transformiert. Auch phraseologische Zitate stellen in Ehetexten keine erratischen Blöcke dar, sondern treten mit dem neuen literarischen Umfeld in einen Kontakt, der als Kontiguität, als Kontinuität oder als Kontrast denkbar ist. Transformation vollzieht sich als De- und Rekontextualisierung von Wissen in Literatur, das dadurch eine neue Funktion erhält.

Andererseits wird das misogynie Wissen in der Literatur anekdotisch-erzählerisch aufbereitet, es wird poetisch transformiert. In diesem zweiten Fall wissenspoetischer Transformation herrscht ein narrativer Diskursmodus vor. Erzählen kann dabei entweder dem Enzyklopädischen dienen – als unterhaltsame, ästhetische Ausschmückung der Wissensdarstellung – oder eine subversive, kritische Funktion einnehmen. In diesem Fall unterminiert das Erzählerische das Enzyklopädische.

Die satirischen *Malus Mulier*-Texte, die Geschlechtermodelle, ihre Grenzen und Entgrenzungen reflektieren, stellen Wissen über böse Frauen also grundsätzlich transformiert, anders und neu zur Verfügung. Sie eröffnen einen diskursiven Raum, der die Subversion von Wissensordnungen ebenso ermöglicht wie die von Geschlechterordnungen.

1.2 Die Entgrenzung der Geschlechter¹

1.2.1 Geschlecht, Handlung, Moral

Der gewaltig Tyran Sieman/
Greiffet unser Landt itzt ahn.
Kompt her gezogn mit heeres krafft/
Wil beweisen sein Rietterschaft.
Alle Lender wiell er zwiengen/
Alle Menner dahien driengen.
Das sie müssen ahm aller meisten/
Ihren Weibern gehorsam leisten. (Schubart 252)

Adam Schubart entwirft 1565 in seinem *Hausteuffell* eine Frauenfigur, deren Monstrosität in frühneuzeitlichen Ehetexten – in denen doch eine Vielzahl von Furien ihr Unwesen treibt – ihresgleichen sucht. Doch handelt es sich überhaupt um eine Frau oder vielmehr um einen Mann, eine Mann, einen Frau? Um solche Fragen nach diskursiven Grenzen und Entgrenzungen vormoderner Geschlechtermodelle geht es hier. Das Phänomen *des bösen Frau* führt drei Aspekte in einer spannungsvollen Konstellation zusammen: Geschlecht, Handlung und Moral. Die geschlechtliche Kodierung in männlich/weiblich korreliert mit sozialem Handeln – normadäquat/normüberschreitend – und moralischer Wertung – gut/böse.

›Geschlecht‹ meint hier soziokulturell kodiertes Geschlecht: Gender. Die prädiskursiven, biologisch-materialen Grundlagen des Sexus, wenn sie denn jenseits kultureller Kodierung der Wahrnehmung und damit der wissenschaftlichen Analyse zugänglich sein können, sind irrelevant für die folgende Untersuchung diskursiv-textueller Performanzen, Prozesse und Phänomene in der Kulturgeschichte des Wissens und des Geschlechts. Das bedeutet nicht die Leugnung der Biologie im Sinne eines – Butler gelegentlich (z.B. von Kotthoff 2003) unterstellten – Diskursidealismus. Die Entscheidung für das Modell diskursiv generierter kultureller Geschlechtlichkeit ist eine methodologische.

Entgrenzungen von Geschlecht lassen sich nur denken, wenn man es als Konstrukt des kulturellen Diskurses wahrnimmt. Insbesondere die nur graduelle Unterschiedenheit von Mann und Frau im vormodernen Geschlechtermodell, das Thomas Laqueur in dem Klassiker *Making Sex* (1990) als *one sex model* beschrieben hat, erlaubt Transgression – Laqueur spricht von der Vorstellung des ›offenen Leibes‹: »Ein offener Leib, in dem sexuelle

¹ Der Abschnitt 1.2 ist eine überarbeitete und erweiterte Fassung von Roßbach (2009a).

Differenz eher eine Frage des Grades als des Grundsätzlichen war, konfrontierte eine Welt realer Männer und Frauen und klarer rechtlicher, sozialer und kultureller Unterschiede zwischen diesen.« (Laqueur 146) Er führt etliche Erzählungen von frühneuzeitlichen Geschlechtertauschen und -transformationen an, die in der Frühen Neuzeit kursieren und später verschwinden: Der Leib schließt sich. Stattdessen bildet sich – so die bekannte Entwicklungsthese, die für die historische Geschlechterforschung weiterhin eine Bezugsgröße darstellt, – im anthropologischen Diskurs des 18. Jahrhunderts die Vorstellung feststehender, natürlicher Geschlechtercharaktere heraus (dazu prominent Hausen, Honegger). Vom *one* zum *two sex model*, vom teleologischen Männlichkeitsmodell zur naturalisierten Dualität der Geschlechter: hat es sich so zugetragen, wie dieser *grand récit* der Geschlechterforschung suggeriert? Die aussagekräftigen Quellenbelege Laqueurs und anderer wurden inzwischen mit Gegenbelegen konfrontiert (dazu überblicksartig Roßbach 2009 b, 177f.), die Entwicklungsthese ist also zumindest zu differenzieren. Entscheidend muss sein, sie als Denkangebot und heuristisches Instrument zu nutzen, ohne dabei den Blick für das Partikulare zu verlieren.

Wenn die Geschlechtergrenzen in der Vormoderne noch durchlässiger waren, impliziert das keineswegs die Akzeptanz dieser Permeabilität. Der offene Leib erzeugt starke Irritationen, die auch dem frühneuzeitlichen Ehediskurs eingeschrieben sind. Grenzverrückungen werden perhorresziert und dämonisiert – nicht zuletzt in Figuren wie Siemann, Feminarius und *malus mulier*. Das geschlechterentgrenzende Potenzial macht die Ungeheuerlichkeit der bösen Frau aus, die »Verwischung von Geschlechtergrenzen« erscheint »als Moment des Ordnungsverlusts, der Anarchie, des Bösen schlechthin« (Geier/Kocher 9). Noch im 18. Jahrhundert spricht Christian Franz Paullini (*Das Hoch- und Wohl-gelahrte Teutsche Frauenzimmer*, 1705), obgleich bewundernder Apologet der Frauengelehrsamkeit, von der Gelehrten Anna Schurmann als einem *monstrum naturae*, einem entarteten Wesen (dazu Woods/Fürstenwald XVII). Frau und Wissen gehören nicht natürlicherweise, sondern nur in singulären Ausnahmefällen zusammen. Die Entartung der nicht normenkonformen Frau kann dabei unterschiedlich in Szene gesetzt werden. Die satirischen Ehetexte der Frühen Neuzeit modellieren die Frau nicht nur metaphorisch, sondern auch konkret als Monster. Sie hat sechs, sieben oder neun Köpfe, drei oder neun Häute – oder mutiert zu *dem* Frau, einem androgynen Horrorwesen, das auch in hartem Kampf kaum zu besiegen ist. Dass übrigens bereits *die* böse Frau

monströse Form annehmen kann, bezeugt eindringlich eine Siegerin über 3000 Teufel auf einem verbreiteten Flugblatt von 1609 (dazu Tschopp 432).

Auch wenn speziell dem *malus mulier* ausnahmslos eine *mala mulier*, kein *malus vir* vorausgeht: Entgrenzung der Geschlechter hin zu androgyner Monstrosität kann auch von männlicher Seite aus erfolgen. Der ›Frauenmann‹, der sich in Luthers Wortschatz findet, ist sogar ausschließlich als Mutation eines Mannes konzipiert: als unzüchtiger Frauenheld oder verlachter Pantoffelheld (Dietz 700). In einen Siemann können sich Ehefrauen und Ehemänner gleichermaßen verwandeln. Die Frau wird zum Furcht einflößenden Siemann, indem sie gegen ihren Gatten aufbegehrt und mit körperlicher und verbaler Gewalt das Hausregiment einfordert, der Mann mutiert – seltener – durch feiges, nachgiebiges Verhalten zum verspotteten oder bemitleideten Siemann. In Johann Sommers *Malus Mulier* werden beide Möglichkeiten argumentativ durchgespielt: Hier ermannt sich die Frau durch Missachtung geschlechtsspezifischer Kleiderregeln zum Siemann, dort wird der junge Vater zum Schellen und Knechtseil tragenden Gehilfen Siemann.

1.2.2 Grammatikfehler/Metapher

»Bien ich doch der Herr Sieman« (Schubart 256), proklamiert die Bäuerin in Adam Schubarts *Hausteuffell*. »Ich bin der Weib, du bist die Mann« (Weckherlin 184), dichtet Georg Weckherlin. Dadurch, dass in frühneuzeitlichen Ehesatiren die Frau selbst eine Überschreitung der Geschlechtergrenzen beansprucht, rührt sie an die Grundfesten der patriarchalischen Gesellschaftsordnung. Für Ulrike Gaebel und Erika Kartschoke zeigt sich mit der literarischen Figur der bösen Frau zum einen »die bedrohte Ordnung der Welt an ihrem neuralgischen Punkt, der hierarchischen Struktur des Geschlechterverhältnisses, indem sie die Labilität der männlichen Dominanz in vielen Varianten ausspielt«, zum anderen »die Möglichkeit einer lustvollen Wahrnehmung von Normverstößen und Ordnungsstörung« (Gaebel/Kartschoke 9). Um wie viel mehr gilt das für *den* bösen Frau, der die Geschlechtergrenzen diskursiv bereits überschritten hat.

Entgrenzung ist nicht der Normalfall. Sie funktioniert als Ausnahme von der gesellschaftlichen Regel (dazu Lehnert 342-344). Dass gerade die vor-moderne Gesellschaft sehr rigide, geschlechterdifferent definierte Regeln

und Normen aufweist, lässt sich möglicherweise auf die – potenziell beunruhigende – Vorstellung von einer graduellen, immer wandelbaren Geschlechtlichkeit zurückführen. Protektionistische Diskursstrategien dienen der Stabilisierung der Norm, zu ihnen gehört auch die Inszenierung von Normüberschreitungen. Wenn Grenzen verrückt und Gesetze außer Kraft gesetzt werden, wird dies topisch gestaltet (wobei hier Topos nicht im ursprünglichen Sinn als rhetorischer Fundort, sondern nach Ernst Robert Curtius als festes Denk- oder Ausdrucksschema verstanden wird): als *mundus inversus*, bewohnt von Männinnen, beherrscht vom Weiberregiment. Dass ›verkehrt‹ nicht bloß deskriptiv (›umgekehrt‹), sondern pejorativ (›nicht in Ordnung‹) gemeint ist, zeigen Textstrategien wie Ridikülisierung und Moraldidaxe. Sigrid Metken beschreibt die karnevalesken Strukturen der volkstümlichen Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts: »Aber die auf den Kopf gestellte Ordnung führt keineswegs zu neuen Regeln des Zusammenlebens, sondern sie bestätigt durch ihre übertriebene Lächerlichkeit das Rechtmäßige der herrschenden Gewaltverteilung.« (Metken 43)

Und dennoch: die verkehrte Welt ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen – das weiß man spätestens seit Bachtins Karnevalismusforschungen. *Der Frau lebt*. Ina Schabert zeigt an Shakespeares starken Frauenfiguren, dass ihr Schicksal zwar vom Textende her die Flüchtigkeit weiblicher Macht lehrt, andererseits aber »die vom Kopf wieder auf die Füße gestellte patriarchalische Welt nicht mehr so sicher ist wie zuvor« (Schabert 1997, 80). Die *Malus Mulier*-Texte rufen den Dämon der maskulinen bösen Frau ins sprachliche Leben und machen ihn unsterblich. Insofern ist – so meine These – in der harschen Ablehnung und Dämonisierung geschlechterentgrenzender Prozesse immer zugleich ihre diskursive Wirklichkeitswerdung angelegt.

Malus mulier, der böse Frau, Siemann und Feminarius: die hier wirksamen grammatischen Verrückungen reflektieren geschlechterhistorische Verrückungen und generieren sie zugleich. Um böse, das heißt nicht normenkonform agierende Frauen zu bezeichnen, wählt die Dialogfigur Andreas in Sommers Ehesatire absichtlich ›böses‹ Latein – Grammatikfehler bedeutet Verhaltensfehler. Andreas' einflussreiche Neuschöpfung lässt sich jedoch nicht nur als ungrammatisch, sondern auch als rhetorischer Kunstgriff, präziser: als Metapher, interpretieren. Analog zu metaphorischen Übertragungsprozessen fokussiert das grammatische *genus masculinum* bestimmte Merkmale einer Frau, nämlich männlich kodierte: Dominanz, Entschiedenheit, Selbstbewusstsein und Überlegenheit. Im Gegenzug wer-

den andere Eigenschaften von Frauen ausgeblendet. Wenn man *malus mulier* demgemäß als Metapher für normwidriges weibliches Handeln lesen will, sollte man allerdings die Nachteile eines derart weiten Metaphernbegriffs, der die Übertragung grammatischer Genera einbezieht, bedenken. Wenn im Sinne eines rhetorischen Universalismus alle denkbaren sprachlichen Übertragungsprozesse als ›metaphorisch‹ bezeichnet werden, wird der Metaphernbegriff nahezu überflüssig (dazu kompakt Klausnitzer 265-277).

1.2.3 Misogyne Stereotypie

Vor *malus mulier* war *mala mulier*. Dem misogynen Topos der bösen Frau sollen hier einige Vorüberlegungen gelten. Misogynie ist trotz aller Unkenrufe (etwa von Feldmann/Schülting) ein produktives und häufig verwendetes Konzept (bei Geier/Kocher, Holland, Opitz 2008, Schnell 1998 u.ö.). Hier wird es im Sinne der aktuellen Forschung nicht als universale Idee aufgefasst, sondern als diskursübergreifendes, historisch und funktional ausdifferenziertes Phänomen. Andrea Geier und Ursula Kocher grenzen ihren Sammelband *Wider die Frau. Zu Geschichte und Funktion misogynen Rede* (2008) ausdrücklich von der Forschung der 1960er und 1970er Jahre ab. Diese deutete Misogynie tendenziell als ein omnipräsentes Phänomen, welches im Kontext patriarchaler Macht seine Funktion erhält (einschlägig ist Katharine M. Rogers' *The Troublesome Helpmate. A History of Misogyny in Literature*, 1966). Geier/Kocher resümieren: »Ein ahistorischer und entkontextualisierter Begriff von Misogynie, der eindeutige und einsinnige Motivationen für diese *Superstruktur* der Geschichte zu benennen weiß und nicht nach spezifischen historisch-kulturellen und medialen Wahrnehmungen und Darstellungsformen fragt, ist für die Forschung unattraktiv geworden.« (Geier/Kocher 8) Stattdessen müssten bei der Analyse misogynen Rede Sprecherpositionen, Kommunikationsregeln, Adressatenorientierung und Vermittlungskontexte berücksichtigt werden, da ihre Funktion variiere. Misogyne Rede diene nicht nur als repressives Machtmittel, sondern auch der Selbstvergewisserung einer Gruppe oder der Veränderung von Diskursregeln. Eine Forderung, die schon zehn Jahre früher eine andere, ebenfalls diskurs- und kommunikationstheoretisch argumentierende Studie zur Misogynie aufstellte und einlöste: Rüdiger Schnells textsorten-, adressaten- und funktionsdifferenzierende Forschungen zu *Frauendiskurs, Männerdiskurs, Ehediskurs* (1998) ergänzten und korrigierten die einseitige

Wahrnehmung misogynen Konstanten in der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Literatur.

Auch meine Studie zur *Malus Mulier*-Gruppe zielt nicht darauf ab, die böse Frau als Invariable in jedem Text zu suchen und zu finden, sondern ihre wechselnden Erscheinungsformen zu beobachten. Die böse Frau, zu der eine schmale literatur-, sozial- und geschlechterhistorische Forschung (Becker-Cantarino 1986 und 2000, Brietzmann, Brunner, Gaebel/Kartschoke, Jonas, Langer, Tschopp, Ulbrich, Wiltenburg) existiert, ist ein literarisches Stereotyp im Sinne eines verfestigten kollektiven Konzeptes, hat aber je nach diskursivem, kommunikativem, medialem und historischem Kontext unterschiedliche Funktionen. Ziel ist nicht zwangsläufig die vernichtende Abwertung der Frau (die Forschungsthese von der militanten Frauenfeindlichkeit frühneuzeitlicher Satiriker hat Horst Langer überzeugend relativiert). Wie zu sehen sein wird, funktionieren misogynne Strukturen ganz unterschiedlich, sie können unterhalten, gemeinsamem Lachen und der satirischen Verzerrung beider Geschlechter dienen, gar einen Diskursraum für alternative Geschlechtermodelle und Verhaltensweisen bereitstellen.

Die böse Frau erscheint schon in antiken Texten und gehört seit dem 12. Jahrhundert zum Personal verschiedenster Ehetexte wie Traktate, Satiren, Predigten und Gespräche. Kawerau (1892 c, 761) datiert die böse Frau als feststehenden Typus erst ins 16. Jahrhundert und hat dabei wohl ihre wirkmächtigen Ausgestaltungen bei Hans Sachs und anderen Schwank-, Mären- und Liedautoren der Zeit vor Augen. Sachs präsentiert sie in *Die zwölf eygenschafft eynes boßhafftigen weybs*. (1530) mit fast enzyklopädischem Anspruch: Sie ist unhäuslich, verfressen und versoffen, verlogen, putzsüchtig, widerspenstig, zänkisch, stichelt, prügelt sich, ist herrschsüchtig, gibt kein gutes Wort, begeht Ehebruch und verklagt ihren Mann vor dem Richter (Sachs/Keller IV, 376-385). Noch im 18. Jahrhundert geistert die böse Frau durch die Literatur, kenntlich an Attributen wie lasterhaft, hinterlistig, putzsüchtig, kokett, untreu, verderberisch, unhäuslich, an Verhaltensweisen wie unmäßigem Schlemmen und Trinken, Zanken, Schimpfen und Fluchen.

1.2.4 Performativität von Geschlecht

Welche theoretischen Modelle können dazu beitragen, die Figur der bösen Frau genauer zu beschreiben? Einen möglichen Ansatz bietet die auf Silvia Bovenschen (*Die imaginierte Weiblichkeit*, 1979) zurückgehende Frauenbildforschung. Mit ihr lässt sich die böse Frau als historisches Konstrukt von Weiblichkeit deuten – als misogynen Frauenbild, das identifikationsbildende Funktion für bestimmte gesellschaftliche Gruppierungen haben kann (Geier/Kocher 12). Ein alternatives Modell stellt die maßgeblich von Judith Butler geprägte poststrukturalistische Geschlechtertheorie zur Verfügung. Im Gegensatz zur Frauenbildforschung, welche ›imaginierte Weiblichkeit‹ eher statisch konzipiert, lenkt Butler den Blick auf prozessual-performative Dimensionen von Geschlechterkonstrukten. Weiblichkeit und Männlichkeit bzw. die weiblichen und männlichen Subjekte selbst fasst Butler (1997, 49) im Rückgriff auf Foucault als Effekte diskursiver Macht auf – einer entindividualisierten Macht, die sich in wiederholten performativen Sprachhandlungen veräußert:

Wenn die Macht des Diskurses, das hervorzubringen, was er benennt, mit der Frage nach der Performativität verknüpft ist, dann ist die performative Äußerung *ein* Bereich, in dem die Macht *als* Diskurs agiert.

Wichtig ist jedoch, daß keine Macht daran beteiligt ist, die als ein Subjekt konstruiert ist, das handelt, sondern [...] bloß ein ständig wiederholtes Handeln, das Macht in ihrer Beharrung und ihrer Instabilität *ist*. Es handelt sich weniger um einen »Akt«, eine vereinzelte und vorsätzliche Handlung, als um einen Nexus von Macht und Diskurs, der die diskursiven Gesten der Macht wiederholt oder nachahmt. (Butler 1997, 309)

In erweiterter Anwendung der Butler'schen Überlegungen lässt sich speziell das kultur- und literaturgeschichtliche Stereotyp der bösen Frau als Konstrukt erfassen, das im Diskurs generiert und durch Wiederholung und Zitat etabliert wird. Geradezu zwingend erscheint eine solche Betonung prozessualer Herstellung von Geschlecht, wenn der offene Leib androgyne Gestalt annimmt.

Der böse Frau: die diskursive Wirklichkeitswerdung des offenen Leibes lässt sich als Versuch deuten, die Gefahr von Entgrenzung zu bannen. Allerdings sollte man nicht voreilig psychologisieren. Die Dämonisierung der Frau als bedrohlicher Siemann und *malus mulier* ist ein nachweisbares Textphänomen. Die These aber, hinter ihm stünden »(männliche) Ängste vor einer »entgrenzten Weiblichkeit« (Kroll 522) – so motiviert Kroll die Amazonenmythen aller Zeiten – ist eine allenfalls nahe liegende psycho-

analytische Deutung; auch Wiltenburg (7) sieht in der volkstümlichen Darstellung subversiver weiblicher Macht männliche Ängste reflektiert.

Andere Erklärungen der und *des* bösen Frau sind möglich. Silvia Serena Tschopp diskutiert ausdrücklich nicht Ursachen und Wirkungsabsichten, sondern tatsächliche Wirkungen. Sie erwägt, dass die »satirische Denunziation weiblicher Autorität« in der frühneuzeitlichen Ehepublizistik, vor allem bei weiblichen Rezipienten, gar nicht abschreckend gewirkt habe, sondern eventuell »Genugtuung über selbstbewusst handelnde Geschlechts-genossinnen hervorrufen und die eigene weibliche Identität [habe] stärken« können; darüber hinaus sieht sie in der literarischen »Sublimierung des Geschlechterkampfes« (Tschopp 463) die Chance für ein gemeinsames entschärfendes Gelächter von Mann und Frau. Der Gedanke, dass Abschreckungsfiguren ungeplant zu schlechten Vorbildern werden können, ist nicht neu. Das Potenzial widerspenstiger Frauenfiguren, »Aufsässigkeit zu reproduzieren« (Ulbrich 15), diskutiert schon Claudia Ulbrich, die einen knappen Überblick über gängige Forschungsthesen zur Bedeutung der bösen Frau bietet (frauenfeindliche Autoren, Auswuchs männlicher Triebphantasien und Ängste, Demonstration weiblicher Stärke etc.).

Ich möchte im Folgenden noch basalere Prozesse herausarbeiten. Zweifellos kann es Ängste bannen wollen, ermutigend oder entlastend wirken, wenn der offene Leib real wird, die Entgrenzung stattfindet, die Revolution passiert. Doch was geschieht eigentlich genau bei der Geschlechterüberschreitung von *der* zu *dem* Frau? Die Analyse der *Malus Mulier*-Gruppe wird zeigen, dass der misogyn intendierte Diskurs von *der* und noch radikaler von *dem* Frau eine subversive Eigendynamik und Eigenmächtigkeit gewinnen kann. Das Kippmoment des autodestruktiv gewendeten Machtdiskurses ist ein Phänomen, das Butler meines Erachtens nicht berücksichtigt. Sie konzipiert Gegendiskurse als subversive Parodien oder Travestien der herrschenden Geschlechterordnung (Butler 1991), relativiert allerdings später die Bewertung von Gegendiskursen wie *drag* als grundsätzlich subversiv (Butler 1997, 179 u.ö., hier Kap. 1.2.5, dazu Schößler, 125f.).

Hier jedoch geht es um die Macht der Präsenz. Renate Krolls Studie zum Amazonenmythos nimmt die den Herrschaftsdiskurs unterwandernden und durchkreuzenden Gegendiskurse in den Blick. Jene verschiedenen Gegendiskurse, die in jeder Amazonengeschichte angelegt seien, gründeten auf das Konzept von der starken Frau, das auch Untergangserzählungen nicht entkräften könnten (Kroll 528f.). Hier lässt sich gedanklich an-

knüpfen, wenn auch der thematische Fokus ein anderer ist. Der misogynen Diskurs impliziert weibliche Macht. Negation löscht Präsenz nicht aus.

1.2.5 Handlungs-Spiel-Räume

Gaebel/Kartschoke betonen, dass fast alle bösen Frauenfiguren – vor allem in der Kleinenepik, aber auch in anderen Künsten – etwas gemeinsam hätten: »ihre Geschlechternormen überschreitende Handlungsinitiative, die in der Perspektive des jeweiligen Mediums oder Genres als Anmaßung von Macht verurteilt wird« (Gaebel/Kartschoke 9).

Machtvolles Handeln ist also nicht ausschließlich dem Diskurs zuzusprechen, der die böse Frau erst generiert. Auch der späte Foucault hat, um den Widerstand des Subjekts gegen diskursiv generierte Machtstrukturen theoretisch integrieren zu können, dem handelnden Individuum eine gewisse Freiheit zugestanden: die Freiheit, seine eigene Identität als konstruierte zu reflektieren und trotz dieses Wissens neue, nicht aufgezwungene Formen von Subjektivität zu suchen (Foucault 2005, 250f., dazu Neuenhaus). Und auch Butler, die sich wie Foucault prinzipiell eher für diskursives, subjekt-konstituierendes Handeln interessiert, konzidiert den Subjekten Handlungsspielräume innerhalb des Ordnungssystems – durch normüberschreitende Formen von Subjektivität, durch Kritik der eigenen Subjektivität, durch Parodie des Ordnungssystems.

Handlung – nonkonforme körperliche und sprachliche Handlung – und damit verbunden Machtausübung stellen die zentralen Merkmale des Stereotyps *der* und noch mehr *des* bösen Frau dar. Eine Frau gilt als böse, wenn sie auf eine bestimmte Weise handelt: wenn sie schimpft, flucht und prügelt, wenn sie geschlechtsspezifische Normen und Kompetenzen überschreitet, wenn sie die Rolle der gehorsam Ergebenen ablehnt und als höchstes Ziel das Regiment im Haus anstrebt (dazu Brietzmann 208). Die Eroberung der Insignien männlicher Macht – Hosen, Messer, Taschen – gelingt ihr auch häufig in Texten, Holzschnitten und Kupferstichen, welche die verkehrte Welt des Weiberregiments vielfach variieren. Metken verweist darauf, dass in Druckgraphik und populärer Literatur »im Geschlechterstreit fast immer die Frau« (Metken 92) siegt. Dies ändert sich allmählich im 17. und 18. Jahrhundert.

Je massiver die grenzüberschreitende Aktivität der Frau, desto radikaler ihre Stigmatisierung. Zur moralischen Bewertung als ›böse‹ kommt die

Dämonisierung als androgyne Schreckensfigur. Die *Malus Mulier*-Texte inszenieren die subversive Handlungsmacht der Frau, die sich innerhalb der restriktiven gesellschaftlichen Ordnung Handlungs-Spiel-Räume für Un- oder Gegen-Ordnungen schafft. Ihre maskulin kodierten Handlungen zur Machtgewinnung – Hosen tragen, Geld verwalten, Vertreiben, Prügeln – lassen sich als parodistische Aneignung maskuliner Machtstrategien lesen. Diese beruhen stets auf dem Ausspielen körperlicher Überlegenheit, der Annektierung von Machtsymbolen und der Besetzung von Räumen.

1.2.6 Siemann – Feminarius – Übersie

Doch der *malus mulier* ist nicht die einzige maskuline Frau in der frühneuzeitlichen Ehesatire. Ihre Alter egos heißen Siemann und Feminarius. Ihnen ist der folgende exkursartige Abschnitt gewidmet.

Der Siemann (auch: Sieman, Sie-Mann, Syman, Simon) steht für den brutalen Kampf der Geschlechter um die Macht. Er erscheint zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der Literatur, womöglich erstmals in dem Nürnberger Gedicht *Ein schöne Historie, wie ein junger Gesell weiben soll* von 1515 (dazu Kawerau 1892a, 44). Bis ins 17. Jahrhundert hinein genießt er Popularität. Kawerau bezeichnet den »Doktor Sieman« als »Lieblingsfigur für den Volkswitz wie für die Moralprediger. Eine reiche Litteratur schichtete sich um diesen Sieman auf; bald scheltend und polternd, bald mit feinerem oder roherem Witz ging man ihm zu Leibe« (Kawerau 1892c, 773). Zur Figur existieren zahlreiche Sprichwörter, von denen Eucharius Eyerings *Proverbiorum copia*, in drei Bänden 1601-1603 erschienen, einige versammelt (auch Eyering I, 70, II, 74):

Adam Iß.

Mulierum Dominum.

[...]

Wie man das sicht noch heut zu Tag/
Das die Weiber an allem endt/
Der Menner Nam haben geschendt/
Die erstlich hiessen vntherthan/
Jetzund heissen sie all Syman/
Welchs vom Sathan/ vnd nicht von Gott/
Ja wider sein Göttlich Gebot/ (Eyering I, 6f.)

*Es ist besser ein alter Man vnd junges Weib/
dann ein junger gsell vnd altes Weib/*

[...]

Die jungen lan sich biegen fein/
Die alten knörzt stets Herr wolln sein/
Wann eine zwey Jahr ghabt ein Man/
So wil sie schon die herrschafft han/
Was solt dann thun die grannisch alt/
In der die lieb gantzlich erkalt/
Die wird Doctor *Syman* genant/
Die thut nichts dann sie zant vnd grant/
Und tag vnd nacht kein fried noch freud/
Do nichts allda dann trawrigkeit/ (Eyering II, 505f.)

*Kein böser Thier auff Erd nie war/
Denn ein böß Weib/ man findet klar.*

[...]

So sind doch allzeit mehr der Frommen/
Die oft solch böß Weiber bekommen.
Die sie mit Worten gut geblend/
Daß man jhr falsches Hertz nicht kent.
So lang biß (*Sieman*) oben leit/
Und Herman vnterligt im streit. (Eyering III, 125, 127)

Bereits die ältere Forschung hat in Fleißarbeit Belegstellen aus Gedichten, Schwänken, Traktaten, Predigten, Sprüchen und der Hausväterliteratur zusammengestellt (außer Kawerau 1892a, c Hoffmann 119, 231, Bolte, Moser). Besondere Bekanntheit verleiht dem Siemann Hans Sachs – auch wenn er ihn nicht erfindet, wie Ulbrich (16) behauptet. In Schwänken, Fastnachtsspielen und Gesprächen hält Sachs, so Kawerau distanzlos, »den bösen regiersüchtigen Weibern in seiner harmlos spottenden Manier einen Spiegel vor« (Kawerau 1892a, 44; 1892b, 773). Zweifellos eine verkürzte Sichtweise: Kawerau reduziert die Siemann-Darstellungen im Sinne zeitgenössischer Frauenspiegel auf moralische, disziplinierende Abschreckungspädagogik (s. Kap. 3.4.6). Allerdings ist die Deutung, die er seinen materialreichen Frühneuezeitstudien am Ende des 19. Jahrhunderts gibt, nicht einfach als überholt abzutun. Noch in der gegenwärtigen Frühneuezeitforschung sind entsprechende Thesen virulent, wenn auch in anderer Gestalt. Die Vorstellung von einer sozialdisziplinierenden Funktion vormoderner Literatur ist machtvoll präsent – das betonen und kritisieren Manuel Braun und Tschopp. In ihrer Studie zu ehesatirischen Einblattdrucken des 16. und 17. Jahrhunderts referiert Tschopp:

Das Motiv des ›bösen Weibs‹ als Inkarnation weiblicher Herrschsucht verweist in dieser Lesart auf die den verheirateten Frauen neu eröffneten Handlungsoptionen und die dadurch bewirkte Verkehrung gottgewollter Ordnungen. [...] Die hyperbolische Inszenierung einer aus den Fugen geratenen ehelichen Welt geschieht dann mit der Intention, vor den Konsequenzen einer Verletzung natürlicher Gesetze zu warnen und die bedrohte Ordnung der Geschlechter zu restituieren. (Tschopp 445f.)

Es steht nicht in Abrede, dass die Intention von Ehesatiren wesentlich moraldidaktisch, disziplinierend und normierend ist, doch kann die spezifische Textualität der Ehetexte diese Absicht dadurch unterminieren, dass sie dem Kritisierten und Verurteilten überhaupt erst sprachlichen Raum gibt. Die diskursive Wirklichkeitswerdung des bösen Frau findet trotz und wegen ihrer Stigmatisierung statt – eine textuelle Dynamik, für die das klassische Sozialdisziplinierungsparadigma der Frühneuezeitforschung blind ist.

Eine einseitig moralische Lektüre der Sachs'schen Siemann-Phantasien verkennt das anarchische, Unordnung stiftende Potenzial der androgynen Monstergestalt, die alles – die gesetzliche, geschlechtliche, sprachliche Ordnung – mächtig durcheinander wirbelt. Gerade bei Sachs üben die regierstüchtigen Frauen oft eine faszinierende Macht aus, der sich Männer restlos geschlagen geben müssen. In *Ein kürtzweylig fastnacht-spiel von einem bösen weib, hat fünff person*. (1553) fliehen Männer wie Frauen, Herren wie Diener und Nachbarn vor einer prügelnden Furie. Die Frau, deren Machtbereiche Körper und Raum sind, adaptiert in parodierender Manier männliche Verhaltensstrategien.

So kam der Sieman in das hauß,
Und hat uns all geschlagen auß,
Das ich mich für uns all muß schemen.
Doch wölt das im besten an-nemen,
Dieweil es dann der jargang ist,
Das ir on zwyfel selbst wol wist,
Das die weiber wölln maister sein! (Sachs/Keller V, 65)

Die Spannung Sachs'scher Texte wird durch ihre spezifische Ambiguität erzeugt. Sie sind aufgespannt zwischen Lust und Lehre, zwischen einer literarischen Vision und ihrer Negation. Zweifellos erhebt der Autor den moralischen Zeigefinger, ermahnt Leserinnen, nicht so böse zu sein. Und doch hinterlassen seine mächtigen Frauenfiguren einen unauslöschlichen Eindruck. Es ist schwer zu entscheiden, was stärker ist: die Vision des Textes oder ihre moralische Negation.

Drei Jahre nach Sachs' Fastnachtsspiel erscheint ein Ehetext des Theologen und Reformators Andreas Musculus. Die Schrift *Wider den Eheuffel*

(1556), welche die Frauenherrschaft als »nicht weit von uns« (Musculus 125) stattfindendes Schreckensszenario einer ganzen Stadt perhorresziert, zitiert ein Siemann-Sprichwort in einer Tirade misogyner Redewendungen:

Unnd ist das auch recht geredt/ das ein frommer vornünfftiger man/ ein from weib mache.

Dargegen aber/ sagt man auch/ schlege machen nicht fromme weiber/ schlecht man einen Teuffel raus/ so schlecht man ir neun wieder nein/ Unnd ist deßwegen Christlicher und Göttlicher/ auch Gottes willen und ordnung gemeser/ fried/ lieb und freuntligkeit im Ehestand zu erhalten/ zutreglicher und dienstlicher/ nach gelegenheit der zeit/ Doctor Simon mit zehen pferden herbergen/ als Doctor Herrman mit einem. (Musculus 120)

Die von Musculus ausgegebene Parole ist moderat. Man soll Frauen mit Vernunft und Frömmigkeit, nicht mit Gewalt gut, das heißt angepasst und untertänig, machen. Dass Prügel nicht bessern, belegt Musculus mit der Austreibung des Teufels, für den etliche neue hinzukommen: Jenes Sprichwort von den sieben, neun, zehn oder gar tausend hineingeschlagenen Teufeln gehört gewissermaßen zum misogynen Hausschatz frühneuzeitlicher Ehetexte (dazu Brietzmann 229, Kawerau 1892a, 48). Es erscheint nicht sinnvoll, wie David Kunzle in Musculus' Teufelsspruch eine direkte Reaktion auf den durch Sachs' kanonisierten »wife-trashing husband Sankt Kolbmann« (Kunzle 225) zu sehen. Die topische Diskussion pro und kontra Prügeln verläuft quer zu vermeintlichen Autorpositionen.

Musculus warnt vor der Allgegenwart des Weiberregiments: »sie will den scepter auch in der Hand haben/ und mit regieren/ das gar selten ein haus gefunden wirt/ do nicht Doctor Simon inne regiere [...].« (Musculus 124). Dieser Satz erscheint fast wörtlich über fünfzig Jahre später in Johann Sommers *Malus Mulier*: »du [...] wirst wenig heuser finden/ darinnen nicht deine Brüder doctor Sieman wohnen.« (MM 19) Zitiert Sommer Musculus? Tatsächlich lassen sich intertextuelle Bezüge innerhalb des frühneuzeitlichen Ehediskurses zum Teil als direkte Ausschreibungen deuten, wofür es allerdings selten konkrete Belege gibt. Intertextualität wird daher in dieser Studie so konzipiert, dass misogynie Sprüche, Formeln, Motive, Plots und auch kanonische Ganztexte wie die sechste Satire des Juvenal (geb. um 60 n. Chr.) oder Hieronymus' *Adversus Iovianum* (ca. 393) (dazu Becker-Cantarino 2003, 449f., Detlef Roth) einen Pool bilden. Die Ehetexte nutzen diesen Pool, sie adaptieren epistemische und literarische Versatzstücke, rekontextualisieren und verändern sie dadurch. Detlef Roth betont, dass viele mittelalterliche und frühneuzeitliche Eheschriften »als Überlieferungssymbiose ebenso gattungsmäßig wie funktional Mischformen« darstellten: »Oft lassen sich in einzelnen Abschnitten eines Textes ganz bestimmte Aussa-

gen und Redeweisen isolieren, die ähnlich auch in anderen Texten auftauchen.« (Detlef Roth 173) Das Zitat des siemännischen Hausregiments demonstriert beispielhaft eine solche verändernde, Differenz schaffende Wiederaufnahme des Identischen, denn der gleiche Satz hat zwei konträre Funktionen: Musculus konzipiert herrische Frauen, Sommer kleinmütige Männer als Siemannen.

Ein weiterer wichtiger Siemann-Autor ist der Theologe Adam Schubart, den die einen als rohen Naturalisten ohne Maß und Geschmack geißeln (Kawerau 1892a, 56), wohingegen die anderen ihm einen eher moderaten, behaglichen Humor attestieren (Osborn 122). Das bereits zitierte Ehetraktat *Der Sieman/ das ist wider den Hausteuffell. Wie die bösen Weiber jhre frome Menner/ vnd wie die bösen Leichtfertigen buben/ jhre frome Weiber plagen/ Sampt einer vormanung aus H. Schriefft vnd schönen Historien/ wie sich frome Eheleutt gegen einander verhalten sollen/ Nützlich vnd lustig zu lesen/ beschrieben Durch/ Adamum Schubartum* (1565) ist einer der wenigen Texte, die den Siemann in den Titel heben. Inszeniert wird eine Horrorshow der besonderen Art: die Niederringung des Siemann, der als immer wieder auferstehendes Gruselmonster figuriert. Schubart macht seine moraldidaktische Intention deutlich: Es geht um Abschreckung.

Es ist in Summa das gantze Büchlein dahin gerichtet/ das es die Weiber zum gehorsam leitten wil/ da sie nicht folgen/ Ist vom Sieman mit hin an gehangen/ wie er erschlagen werde/ darmit bedeut das es den ungehorsamen Weibern/ gemeinlich ubel hinaus gehet/ wie ich solcher Exempel viel wüste anzuzeigen/ da offt die Siemennische Weiber/ ire fromme Menner vorachtet/ geplaget/ und alle schalckheit angelegt/ das sie in verachtung/ und nach der Menner absterben zur eusersten armut komen sein/ das man mit fingern auff sie gewiessen hat. (Schubart 248)

Und Schubarts ›Exempel‹ sind tatsächlich ›wüste‹, sie sind drastisch und derb. Doch auch seine Angst einflößende, übermächtige Siemannfigur erfüllt ihren Zweck nicht in moralischer Abschreckung. Noch deutlicher als bei Hans Sachs zeigt sich hier das Kippmoment zwischen Vision und Negation. Die Stigmatisierung der nicht normenkonformen Frau als Siemann verkehrt sich in die diskursive Ermächtigung eines Ungeheuers.

Denn Schubarts Siemann ist eine Schreckensfigur, die »mit viel tausent Pferden« (Schubart 244) einreitet und den kompletten Raum besetzt, sowohl den privaten als auch den öffentlichen. Sie regiert nicht nur im familiären Bereich, in »Haus Küch Keller« (Schubart 264), sondern auch in der Stadt, auf dem Markt, im Rat, bei Adel und Geistlichkeit. Nicht nur trinkt der Siemann dem Mann, konkret dem Ich-Erzähler, den Wein weg – er greift ihn tötlich an und eröffnet einen heftigen und langen Kampf mit

scharfen Waffen. Dabei »ruckt« der tot geglaubte Siemann wie in einem Horrorfilm immer wieder »herfur« (Schubart 267) und schlägt sogar den Totengräber in die Flucht. Erst vier Landsknechten gelingt es schließlich, ihn zu erschlagen. Die Ermächtigung der Frau zum Siemann wird damit auf narrativer Ebene zurückgenommen, das diskursiv ins Leben gerufene androgyne Monster getötet. Und doch ist Schubarts Siemann eine so fesselnde Figur, dass auch die narrative Vernichtung sie nicht wirklich entmachtet. Die Vision bleibt stärker als ihre Negation. (Nicht erst hier wird klar, dass Schubarts Text prädestiniert ist für eine psychoanalytische Lektüre. Bisher hat die psychoanalytische Literaturwissenschaft ihn nicht entdeckt.) Für die Macht der Vision spricht auch, dass der Sprecher sich im zweiten Teil des *Hausteuffells* ohne Umstände an den Siemann wendet, dessen Vernichtung und Tod nicht mehr zur Debatte stehen (ähnlich inkonsistent ist im zweiten Teil die finale Wendung des Sprechers an *männliche* Siemann). Allerdings gelingt die Entmachtung des Siemann nun auf andere Weise. Der viel weniger narrativ strukturierte Teil besteht aus einer Predigt an den »lieben Siemann«, der zur Besserung gemahnt wird, da er die Schlacht ohnehin verliere (Schubart 275) – und der dadurch weniger bedrohlich erscheint.

Der Siemann ist groß und übermächtig stark. Und doch hat er, speziell in der ikonographischen Tradition des moralsatirischen Ehediskurses, einen Vorgesetzten: den *Feminarivs Siemanorum*. Allerdings handelt es sich beim Feminarius (auch: Foeminarius) nicht um eine ähnlich bekannte Figur wie den Siemann. Sein Name taucht lediglich in einigen Scherzmandaten auf, die ironisch-satirisch die Rechte der Frauen respektive Männer bei einem Herrscher einklagen. Sowohl Wolfgang Harms' *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts* als auch David Kunzles *History of the Comic Strip* drucken etliche dieser Dekrete ab, die den zeitgenössischen Kanzleistil parodieren (dazu auch Tschopp, Zemon Davies 161).

So richtet sich *Gemeiner Weiber Mandat/ Darinnen vermeldet vnd angezeigt wird/ von jhren Freyheiten/ mit welchen sie drey Jahr lang in einem Sommer begabt seynd/ auff welche sich die Männer verhalten sollen/ bey Peen vnd Straff/ wie hernach folget* (1640) an einen »Feminarius/ Obrister Gubernator vnd Schutzherr der Weiber« (Abdruck Harms IV, Nr. 27, Kunzle 237f., hier Textteil nur in englischer Übersetzung). Angeregt durch die Klage der Frauen erlegt das Mandat bösen Ehemännern spezielle Pflichten auf, um ihre Gattinnen zu entlasten und zu verwöhnen. Dem Regularium folgen Männerklage und Frauenverteidigung sowie ein Siegel,

das den FEMINARIUS SIEMANORVM als Herrscherin auf einem Thron zeigt. Ein ähnliches Dekret richtet sich ebenfalls an

FOEminarius groß von gnadt/
Ein *Gubernator* früh vnd spat.
Vom Hauptt zur Füßen vberzweg/
Ein Fürst zu Murr= vnd Schnurrenberg.
Zur Plauderburg/ am schmalen Orth/
Zu Waschheim vnd zu Zanckenfort.
Regent der Weiber hochgemelt/
Freyherr im eng vnd weittenfeldt.
Erbvogt im Zanck vnd Haderthal/
Der wäscherey Herr vberall.
Zu Schnaderhaus vnd Klapperstein [...] (Ein Neuer Korb voll Venuskinder 44)

Das illustrierte Flugblatt, überschrieben mit *Weiber Priuilegi/ vnnnd Freyheit/ Das ist/ kurtzer Bericht/ was massen alle vber die Männer begierig herrschende Weiber von Ihrem Obristen Regenten mit vielerley Priuilegien vnnnd Freyheiten sind begabet vnnnd begnadet worden.*, datiert Kunzle (237) auf ca. 1650, der Ausstellungskatalog *Ein Neuer Korb voll Venuskinder* (44) auf das erste Viertel des 17. Jahrhunderts. Gefordert wird in einem »Freyheits Brieff« die völlige Unterordnung der Männer: Sie sollen die Hausarbeit erledigen, ihren Frauen das Hemd wärmen, nicht ohne Erlaubnis trinken oder ausgehen. Auch Paul Fürsts *Neweröffneter Ernstthafter/ hochstraffwürdiger/ vnd vnverbrüchlicher Weiberbefelich/ Abgegangen An alle Nichtswichtige vnd nichtsdüchtige Siemänner.* (Abdruck Ein Neuer Korb voll Venuskinder, 45), Mitte des 17. Jahrhunderts publiziert, empfiehlt den Männern Gehorsam gegenüber ihren Ehefrauen – ein von vornherein durch die Überschrift und einen variierend wiederkehrenden Refrain als Ironie kenntlicher Ratschlag: »Schöns Lieb/ ja hinter sich/ gleich wie die Hüner scharren/ Ihr Männer/ thut jhr diß/ so seydt ihr grosse Narren.«

Als direkter Gegentext zum erstgenannten *Gemeinen Weiber Mandat* angelegt ist *Frommer/ Ehrliebender/ Tugentsamer Erbarer Männer Mandat/ darin angezeigt vorgbildet vnd vermeldet wirdt/ Von der Männer Privilegien/ Freyheiten/ vnnnd Gnaden/ mit welchen sie Gott der Allmächtig im anfang der Erschaffung der Welt im heiligen Paradeiß militig: reich vnd glücklich begabet/ gesegnet/ vnd zu herrschern oder Oberherrn vber deß Feminarij Mundt/ Halß vnd ganzer Leib geordnet hat [...]* (Abdruck Harms IV, Nr. 28). Das Mandat versieht nun die Männer mit allen möglichen Privilegien und zeigt Feminarius als Besiegten. Er neigt sich vor »Masculus Vir, GroßFürst vnd Oberherr vber Feminarius«, dessen Männ-

lichkeit – mitzulesen ist: männliche Potenz – durch pleonastische Verstärkung verdoppelt erscheint. Ein weiteres Scherzmandat – Gegenteil zum zitierten *Weiberbefelich* – ist überschrieben mit *Neweröffneter Ernsthafter/hochstraffwürdiger vnd vnverbrüchlicher Männerbefehlich/ Abgegangen An alle nichtswichtige schlechtdichtige Gernemänner* (Abdruck Kunzle 238). Ironisch fordert es die Frauen dazu auf, die Unarten ihrer Eehälften (Trinken, Spielen, Geld Verprassen) zu akzeptieren und zu bestärken.

Schon Kunzle nimmt wahr, dass die satirischen Pfeile der Männerdekrete vor allem in Richtung des starken Geschlechts fliegen (zur *Männerkritik* in Ehe- und Frauensatiren auch Langer, Becker-Cantarino 2003). Kritisiert wird der »domineering, slothful, lecherous husband, who expects his wife to pander to all his vices« (Kunzle 236). In der hier wirksamen Ridikülierung männlicher Omnipotenzphantasien will Kunzle ein Gegengewicht zur brutalen Misogynie anderer Drucke erkennen. Auch Tschopp arbeitet überzeugend heraus, dass die ironische Denunziation der Scherzmandate trotz klarer misogynen Tendenz beide Geschlechter betrifft. Flugblätter zum Thema Weiberregiment verhandeln in topsicher Weise eben nicht nur weibliches Gezeter, sondern auch Trunkenheit des Mannes, die ebenfalls keine gesellschaftliche Billigung genießt. Damit werde, so Tschopps allerdings recht optimistische These, das Flugblatt zum spielerischen Diskursraum, in dem gesellschaftliche Geschlechterrollenzuweisungen de- und rekonstruiert werden können und letztendlich als »Ergebnis von Aushandlungsprozessen« (Tschopp 457) erscheinen.

Das Scherzmandat ist ein Textgenre, dessen sich auch die *Malus Mulier*-Texte bedienen. Zu ihm gehören die zwei eng aufeinander bezogenen Eheregularien des Kaisers Aurelius und des Kaisers Octavian. Ersteres taucht als nicht ironisch angelegte »Regul/ welche Kayser Aurelius gegeben/ damit die Männer mit ihren Weibern friedlich leben können« (BWNA 140) in zwei Sommer-Neubearbeitungen auf: in *Einer für die Bösen Weiber nützlichen Und vorrätigen Apothecke* und im *Schau=Platz Der Bösen Weiber*. Die aurelianischen Vorschriften, welche den Mann zu einem sittlich-rationalen, konsequenten, aber nicht gewalttätigen Regierungsstil in seiner Ehe anhalten, werden konterkariert durch diejenigen Octavians. Dessen vorgeblich auf Drängen böser Frauen ausgegebene ironische Vorschriften, abgedruckt in den Neuauflagen des *Theatrum Malorum Mulierum*, ermahnen den Mann stets nachzugeben, die Wünsche der Frau zu erfüllen und ihnen sämtliche Freiheiten zu lassen.

Einen Abdruck beider kaiserlichen Mandate bietet übrigens *Der Lustige Weiber=PROCURATOR, Welcher Das Weibliche Geschlecht gegen Alle Gespötter und Verächter/ Desselben/ Bestermassen defendiret/ Ihm das gebührende Lob beyleget/ Die beywohnenden Tugenden erhebet/ Und Dessen sonderbare Gerechtigkeiten und Privilegien darstellt; Bey müssigen Stunden Entworfen Und mit einem Register versehen Von F. J. R. J. U. P. Cölln/ bey Peter Marteau. 1714.* In diesem von Friedrich Julius Rottmann verfassten Streitgespräch der Herren Gynephilus und Weiberhasser, das eine dürftige Reisehandlung rahmt, werden nicht nur diese Scherzmandate, sondern auch zahlreiche andere aus dem *Malus Mulier*-Korpus vertraute Versatzstücke – Gedichte, Prügelrezepte, Sprüche – zitiert.

Von Siemann und Feminarius zu ihrem Kontrahenten, Herrn Übersie. Eine nicht wie bei Schubart auf dem Schlachtfeld, sondern auf grammatisch-semantischem Feld vollzogene Entmachtung des Siemann setzt ein Flugblatt aus dem Jahr 1617 ins Bild. Anstelle des Siemann herrscht nun, in nominaler Verkehrung, der ihn bezwingende Übersie: *Freundlicher/ wolthätiger/ freygebiger Auffzug/ Deß Herrn/ Uber=Sie/ von vnd zu Wiltenhausen/ Welcher allen vnd jeden regierenden Männern anbeut das schönste Pferdt/ Die Weiber=Knecht mit einem Ey verehrt.* (Abdruck und Kommentar *Ein Neuer Korb voll Venuskinder* 17-19). Die Illustration zeigt Herrn Übersie, wie er seine zahmen Pferde denjenigen Männern verspricht, die in ihrer Ehe das Sagen haben; Pantoffelhelden erhalten hingegen jeweils ein Ei. Das Szenario zeigt, dass die sich um den Marktschreier scharenden Männer sämtlich keine Übersiequalitäten besitzen. Mitnichten haben sie ihre Pferde, sprich: Frauen mit Trieben und Launen, gezähmt – und müssen daher mit Eiern vorlieb nehmen.

Die Übersiefigur gehört, wenn auch nicht unter diesem Namen, zum Typenrepertoire der volkstümlichen Erzählliteratur der Vormoderne. Die Forschung informiert ausführlich über die orientale Herkunft des Stoffs, seine Verbreitung und Ausdifferenzierung in Europa – in Deutschland muss er spätestens zu Beginn des 16. Jahrhunderts bekannt gewesen sein (dazu *Ein Neuer Korb voll Venuskinder* 16f, 19; Moser 211f.). Das Typenregister von Aarne/Thompson verzeichnet zwei Stoffe aus dem Themenbereich des Weiberregiments, die mit ähnlichen Motiven arbeiten:

Search for Husband in Command. Man has hundred hens and three horses. He is to give hen where woman is chief of the house, a horse where the man is. He fails to give away any horses since the wife tells the man which to choose.

[...]

Who can Rule his Wife? The husband leaves his wife and goes on the advice of his father-in-law with an egg basket to seek through the wide world for a man who can manage his wife. But after a year he returns to his wife without having found such a man. (Aarne/Thompson 407, Nr. 1366A, 409, Nr. 1375)

Ein Aperçu am Rande, von Übersie zu Überweiben: ›Sich überweiben‹ bedeutet im Mittelhochdeutschen und älteren Neuhochdeutschen keineswegs das Beherrschen der Frau (wie bei Herrn Übersie), sondern »sich unangemessen, unglücklich verheirathen« (Grimm XXIII, 638), also das Besiegtwerden von Frau bzw. Siemann. Dementsprechend heißt es in Hans Sachs' Fastnachtsspiel *Von einem bösen weib*: »Hewer will ich unverheyrat bleyben, || Das ich mich nit thu uberweyben« (Sachs/Keller V, 65).